

Heimatsfrieden.

Eine Geschichte von der Ostsee von Hans Seefeld.

Die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche läuteten zum Frühgottesdienst, und die vollen, schönen Klänge tönten laut über den Straßenlärm des jagenden, hastenden Berlin, tönten hinein in die dumpfen Kellerwohnungen, in die Dachstuben der Fernsten, wie in die prächtigen Häuser des Fürstentums. — In dem Fenster einer vornehmen Wohnung lehnte eine schlanke Mädchengestalt mit braunen Locken und Augen, traurigen Augen, und lauschte den Glockenklängen. Das war die kleine Gesellschaftlerin der Geheimrätin Bergen. Sie wäre so gern zur Kirche gegangen, aber sie hatte nicht gekonnt. Es war Besuch zum Abend, und da war viel zu tun. Die alte Gräfin war selbst zur Kirche und der junge Herr schief noch; der war gestern spät nach Hause gekommen. So stand sie

zweifelnd. „Gast du mich denn wirklich lieb, Ralph?“ Da küßte er sie wieder und scherzte, wie sie nur so dumm fragen könnte! — So dumm! — Seine süße, kleine Maas! Ob sie blind wäre?! — Da kam jemand! — Seine Mutter wohl! — Sie schalt, daß niemand ihr die Tür geöffnet und die Mantille abgenommen habe. Margarete ging in die Küche und besorgte das Nötige zum Mittagessen. Dabei quälten sie tausend Gedanken, die immer wieder auf den einen hinausliefen: Ob Ralph sie wirklich lieb hatte. So lieb daß er sie zu seiner Frau machen würde? Das Glück wäre ja kaum zu fassen! Wieder eine Heimat haben, wo auf der weiten Welt zu Hause sein, — zu Hause! — Aber sie glaubte schon lange nicht mehr an das große Glück. Ihr war es allmählich aufgefallen, daß Ralph nur gut zu ihr war, wenn sie ganz allein waren. War die Mutter da, so trug er die gleichgültigste Miene der Welt zur Schau, und daß seine Mutter oft hart und ungerecht gegen sie war, das schien er gar nicht zu bemerken. Wenn er sie zu seiner Frau machen wollte, hätte er doch für sie eintreten müssen! —



Ein Volltreffer in eine englische Telegraphenbau-Kolonne.

allein in dem großen, silbernen Wohnzimmer, hielt das Staubtuch fest in der kleinen harten Hand geballt und schaute sehnsüchtig zu dem Himmel hinauf, der klar und blau hinter dem Reg der Telegraphenbrüste stand. Margarete seufzte. Ihr war so traurig zumute, so müde, als wenn sie Heimweh hätte, und sie hatte doch längst keine Heimat mehr! —

Da kam ein hübscher, junger Mann in elegantem weißem Morgenanzug ins Zimmer. Er bog dem Mädchen ohne weiteres den hübschen Kopf zurück und küßte sie auf den blaffen Mund. „Morgen Schatz!“ sagte er lässig und drehte den Kaiserbart hoch. „Guten Morgen, Ralph!“ antwortete Margarete herzlich und griff nach einer zarten, wohlgepflegten Hand, an deren kleinen Finger ein kostbarer Brillant funkelte. Dann ging sie rasch an den Tisch, servierte ihm zierlich und appetitlich sein Frühstück, brachte ihm Zigarren und Morgenzeitung und sah so herzlich und hausmütterlich dabei aus, daß der junge Herr entzückt auf sie sah und verfiel nach ihren geschäftigen kleinen Händen haschte. Margarete sah seine bewundernden Blicke halb selig, halb

Marie, das Dienstmädchen, kam gerade aus dem Keller. Sie war eine gutmütige Person, nur etwas dach und unscheiden, wie die meisten ihrer Art. Sie schwachte von ihrem Grenadier, vom Grenadier und der Hagenheide und was es sonst Interessantes für sie gab, bis sie Tränen in Margaretes Augen sah. Da fing sie etwas anderes an. Von dem Herrn Referendar, der in der Nacht betrunken nach Hause gekommen wäre. Ja, der! Und er kesse jeder Schürze nach, der lange gar nichts! — Das Fräulein sollte sich um den die Augen nicht ausweinen, der wär's nicht wert! Fräulein sollte lieber mal Sonntags mit ausgehen und sich einen ehelichen Kerl suchen, der sie heirate! Und Fräulein sollte das nicht übel nehmen; sie, Marie, meinte es gut! — Margarete hielt es nicht mehr aus, sie lief aus der Küche fort, um Marie aus den Augen zu kommen, sie hätte laut aufschreien mögen vor Qual!

War's denn möglich? Seine Augen konnten so ehelich blicken. — Und doch — hatten seine Bärtlichkeiten nicht manchmal etwas Brutales? Etwas, was ihr, Margarete,

zu tun. Wenn der Sohn des Hauses krank war, so mußte es an nichts fehlen. — So übernahmen die Gäste. Margarete hatte ein weißes Kleidchen angezogen und das reiche, braune Paar hübsch feiert. Ralph hatte ihr ins Ohr ge-flüstert, sie solle sich recht hübsch machen, damit er stolz auf sie sein könnte. Das hatte ihr wieder sehr verheißungsvoll gellungen. Die Herren traten ins Speisezimmer, küßten der Geheimrätin die Hand und sahen sagend nach der an-mütigen Mädchengestalt.

„Meine Gesellschaftin, meine Herren!“ sagte die alte Dame nachlässig. Die Herren verbeugten sich kaum merklich, fixierten das hübsche Mädchengesicht aber scharf, und einen Augenblick schwand der blasierte Zug in den früh alten Ge-sichtern. Margarete machte einen leichten Knix. Sie wurde wieder rot und sah dadurch noch hübscher aus, während sie gekränkt dachte: „Nicht einmal meinen Namen nennt sie!“ Dabei fiel ihr plötzlich ein, was diese maßlos hochmütige Frau wohl sagen würde, wenn ihr Sohn sie bäte, Margarete Dienemann, das arme kleine Gesellschaftsfraulein, als Schwiegertochter aufzunehmen! Ralph fürchtete gewiß den Kampf und schob deshalb alles hinaus! — Verstoßen suchte manchmal ihr Blick die Augen Ralphs, der ihr immer lächelnd zurückte und dann rasch zu der alten, bösen Frau sah, ob die es nicht etwa bemerkt hatte.

Die Geheimrätin hob die Tafel auf, und sagte „gute Nacht“. Die Herren zogen sich ins Rauchzimmer zurück, um dort ein Spielchen zu machen.

Margarete deckte still den Tisch ab. Jedesmal, wenn sie mit ihrem Tablett wieder hereinsam, gab die Alte mit ihrer ha-ten Stimme allerlei Befehle. Margarete sollte sorgen, daß den Herren nichts fehle; wenn das Getränk alle wäre, sollte Marie einen zweiten Siphon Löwenbräu holen, der Herr Re-ferendar werde sagen, wenn es Zeit sei. Bis dahin habe sich das Fräulein mit einer Handarbeit lautlos im Speise-zimmer zu verhalten, um bei der Hand zu sein, wenn die Herren irgend etwas wünschten. Sie sollte sich aber nicht unterstehen, ungerufen und ohne Marie ins Herrenzimmer zu gehen. Margarete hörte geduldig alle diese Befehle und Ermahnungen an und troh ihrer trüben Gedanken überkam sie ein behagliches, fast wohlthätiges Gefühl, als sich die schwere Thüregel hinter der großen, knochigen Gestalt der Geheim-rätin schloß und sie endlich allein war. — Margarete holte sich ihre Stiderei. Es war ein kunstvoll verschlungener Namenszug, wie es die Herren auf der Innentasche ihrer Mäntel trugen. Für ihn — für Ralph! — Sie benutzte jede freie Minute, an dem mühsamen Dinge zu stickeln, um ihm eine Freude zu machen. Jetzt fragte sie sich, ob er es auch wert sei! —

Still wurde es um sie her. Der sonst kreischende grüne Papagei in dem glänzenden Messingbauer sah still und blin-zelte mit den bösen roten Augen nach dem Licht, nur die große Standuhr tickte, und dem armen, vielgeplagten Mädchen klang es wie „Ruhe, Frieden, — Ruhe, Frieden!“

An ihrem geistigen Auge zogen Bilder aus der Ver-gangenheit vorüber, ihre ganzen traurigen Mädchenjahre, die sie seit der Mutter Tode unter fremden Leuten zugebracht hatte, ein Jahr wie das andere, im gleichen Dienen, Ge-horchen und Schaffen für andere, für fremde, liebelose Men-schen, die selten ein Wort des Dankes und der Anerkennung für ihr Tun gehabt hatten, und die immer glaubten, mit dem fargen Lohn, den man ihr am Vierteljahrsersten zahlte, jeder Verpflichtung ledig zu sein. Erst war sie zu einer Pfarrersfamilie gekommen; es war kurz nach dem Tode ihrer Mutter. Da war's ihr am besten gegangen. Aber das Ein-kommen des Pfarrers war klein und das Haus war voll Kinder. Sie konnten nichts zahlen und geben als den so ge-nannten Familienzuschuß, und da Margarete etwas verdie-nen wollte, so ging sie nach Jahr und Tag mit einem guten Zeugnis von dem Pfarrer und dem Born seiner Frau, die die kostlose Hilfe im Hause sehr ungern hergab, als Kinder-fraulein zu einem jungen Ehepaare, die ein einziges herziges Kindchen besaßen. Sie wurde von dem jungen Paare nicht

wenn sie mit ihm in den Garten ging, so mußte sie ihm den Rücken zuwenden, wenn das Kind sein schmerzliches Weinen hörte. Der süße Bub! Drei Jahre war sie bei ihm gewesen, dann waren wieder schwere Stunden des Abschiednehmens gekommen, als die tödliche Diphtheritis ins Land kam und ihren Liebling nahm. Tag und Nacht war sie nicht von seinem Bettchen gewichen, und als die Mutter seine Leiden nicht mehr ansehen konnte, hielt Margarete stand, bis es in ihren Armen starb. Ein Vierteljahr behielten die Leute ihr Kinderfräulein noch, dann mußte sie wieder weiter-ziehen. Der Herr schenkte ihr als Entschädigung dafür und als Belohnung für die aufopfernde Pflege 300 Mark. Da nahm Margarete Abschied von dem Kindergrabe auf dem stillen Friedhof und zog weiter. Es war ihr zumute, als könne das Leben ihr keine Freude mehr bringen, seit ihr das Kind genommen war, das jahrelang der Gegenstand ihrer Sorge und Arbeit war und das ihr mit so zärtlicher Liebe all ihre Mühe vergalt. Sie hatte sich um eine Stelle zur Stütze und Gesellschaft einer alten Dame beworben, um ein wenig mütterliche Fürsorge zu finden, und war zur Geheimrätin Bergen nach Berlin gekommen; aber sie fand nicht, was sie suchte. Zwei Jahre war sie schon hier, da war der Sohn der Dame aus Heidelberg heimgekommen. Er hatte auf die kleine Gesellschaftin o- tangs wenig Eindruck gemacht. Aber bald änderte sich das Verhältnis der beiden. Er benahm sich dem Mädchen gegenüber bald natürlicher und lebenswürdiger, und legte ihr, sobald die Mutter den Rücken wandte, eine so unerschöpfte Bewunderung an den Tag, daß er damit den Beifall mancher verwöhnten Salondame, wieviel mehr den des einsamen, nach ein wenig Liebe und Freundlichkeit dür-stenden Mädchens erreicht hätte. Oft schloß ihr damals der Gedanke durch den Kopf: „Herr Gott, wenn er mich liebte, wenn er mich zu seiner Frau machen wollte! O welch ein grenzenloses Glück, dann brauchte ich nicht mehr heimatlos von einem Ort zum anderen, von fremden Leuten zu noch fremderen zu ziehen!“ Wenn er sie dann gerade bewundernd oder verliebt ansah, überkam sie ein unendliches Glücksgefühl. „Vielleicht doch, vielleicht doch!“ O, wie wollte sie es ihm danken! Sie dachte nie daran, daß er ein vermögender Mann war, ein Mann, der einst eine bevorzugte Stellung im Leben einnehmen könnte. — nur daß sie wieder eine Heimat haben sollte, daß es jemanden auf der Welt gab, der Inter-esse, der Liebe für sie hatte; nur das war es, das ihr vor Freude das Blut ins Gesicht trieb, wenn Ralph Bergen sich ihr näherte. Sie war ja des Umherziehens so müde. Dann war der Tag gekommen, an dem Margarete Dienemann ge-glaubt hatte, die ganze Welt sei gleich ihrem Herzen voll Frühlingsblühen und Verheißungen, der Tag, an dem Ralph Bergen in Abwesenheit der alten Geheimrätin gesagt, daß sein Herz nur noch für sie schlage und daß er niemanden auf der Welt so liebe wie sie. Margarete meinte, daß ihr ein namenloses Glück geschehen, und sie hatte es damals als ein Unrecht gegen ihn empfunden, daß sie noch so zaghaft in ihren Liebesbeweisen war, daß ihr Herz ihm nicht gleich entgegengeschlagen war, als er die Schwelle des Hauses be-trat. — ja, daß sie den Mann, der sich ihr, der armen Ver-lassenen, zu eigen gab, anfangs noch im stillen bekräftelt und getadelt hatte! Das war nun schon lange her, acht Monate fast, seit jenem Tage, da er ihre Mädchenlippen zum ersten-male geküßt. Er hatte noch nicht einen Schritt getan, seinem Verhältnis zu ihr einen ernsteren Charakter zu geben, es wenigstens durch eine Erklärung seiner Mutter gegenüber zu befestigen, und all ihren Bitten, die sie in dieser Beziehung hatte, wich er aus. An all dies dachte jetzt Margarete, wäh-rend sie einen Seidensaden um den andern durch ihre Stiderei zog.

Da klingelte es zweimal: die Gnädige hatte wieder ein-mal eine schlaflose Stunde und bedurfte ihres. Margarete-lief hinaus in das Schlafzimmer der Alten und fragte nach ihrem Begeh. Diese wollte erstens ein Glas frisches Wasser haben, dann — a Miraculose, dann sollte das Fräulein

solle die kleine Nachtlampe anzünden, so wurde wohl genug dabei sein können, wenn sie sich nahe genug setzte. Margarete holte das Gewinnsche, dann setzte sie sich an das Nachtlampe und las vor mit schmerzenden Augen bei dem matten Dämmerlicht der blaueschirmten, kleinen Lampe, bis ihr die schnarchenden Atemzüge ihrer Herrin verklärten, daß sie wieder erlöst sei. Auf den Beheupfen schlief sie sich davon. Sie mußte an der Tür des Herrenzimmers vorbeigehen, wo die Stimmen anfangen, lebhaft zu werden. Da blieb sie stehen; denn sie hörte, wie man ihren Ralph neckte. Wie weit er mit dem Fräulein von Rabenow wäre.

Eine famose Partie wäre es ja, meinte Usedom, fünfmalhunderttausend bar auf den Tisch des Hauses, der Vater in einflussreicher Position, sie einzige Tochter, Universalerin.

Soll aber im Punkte Moral sehr große Ansprüche machen! erzählte der andere der beiden Gäste. Wenn sie wüßte, Ralph, daß die hübscheste von den Geschwistern Beila aus dem Apollosaal ein Armband von dir trägt oder daß du mit eurer allerliebsten Gesellschaftin angebandelt hast, dann wär's Eßig mit der famosen Partie.

Ein allseitiges Gelächter erscholl.

Draußen auf dem Korridore aber stand ein armes, betrogenes Menschenkind und starrte mit großen, leeren Augen den glühenden Draht des elektrischen Lichtes an. Sie weint nicht und klagt nicht, weil ihr das eben Gehörte unsagbar, undenkbar ist. Sie hat es gefürchtet, schon lange, wenn auch nur auf kurze Augenblicke; aber da war es kaum noch ein leiser Zweifel gewesen, — seit heute nachmittag hatte sie es fast kommen sehen, das große Leid. Da hatte sie gedacht: „Nur Gewissheit, — nur Klarheit! Das Schlimmste ist eher zu ertragen, als diese entsetzliche Furcht, daß es kommen könnte!“ Und nun, als das Traurige vor ihr stand, so klar und deutlich wie nie irgend möglich, da meinte sie, all die bangen Stunden ihres jungen Lebens seien nichts gewesen gegen diesen Schlag. Still schlich sie in das Speisezimmer zurück und griff wieder nach ihrer Stiderei, mechanisch Faden um Faden verstickend, ohne zu sehen, daß es sein Namenszug war, an dem sie stichelte, ohne das Unnütze, das Ueberflüssige ihrer Emsigkeit zu beachten. In ihr war alles so tot und leer, — sie konnte nichts denken als: Vorbei, vorbei, — wieder einmal die Heimat verloren!

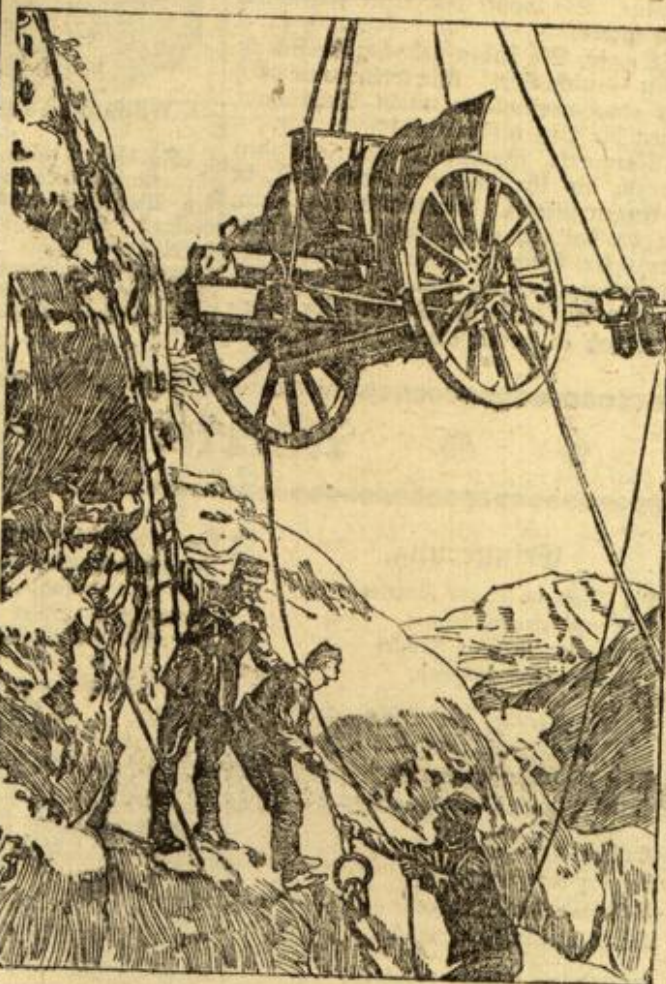
Warum war sie auch noch nicht endlich klug! Hatte sie sich's nicht damals fest gelobt, das Herz nicht mehr an jemanden zu hängen, niemanden mehr so lieb zu haben, weil das Abschiednehmen, das Losreißen so unendlich schwer wird!

Kling, klang! schlug die große altschöne Standuhr die erste Stunde ab mit ihrem melodischen Tone. Da kamen Schritte, die man auf dem dicken Teppich kaum hörte. Margarete sah auf. Ralph Bergen stand vor ihr mit gerötetem Gesicht.

„Sie da, kleiner Schatz! Noch so fleißig? — Weißt du, daß meine beiden Freunde mich um dich beneiden? Die haben's längst gemerkt, daß wir uns lieben! — Was guckst du mich so komisch an, du süßer Kerl!“

Das Mädchen starrte ihn an mit den Widen eines gequälten Tieres. Ihre Rundwinkel zuckten, ihre Hände bebten — er sah es nicht, er zog ihr noch immer lächelnd die Arbeit aus den Händen. „Zieh mal her, was machst du da? Ach, wie lieb von dir, R. B. — Ralph Bergen — für mich stichelst du bis in die Nacht hinein, du Engel! Dafür muß ich dich küssen — komm her!“ — Er beugte sich über sie; da sprang sie auf und schlug ihn ins Gesicht. „Erlender Betrüger!“ rief sie laut, außer sich vor Zorn und Schmerz. Dann starrte sie erschrocken nach der Tür, wo die Geheimrätin, mit einem langen weißen Nachtleide die knochige Gestalt verhüllt, wie ein Gespenst da stand. „Was geht denn hier vor?“ kiste sie mit schriller Stimme. Margarete stand und zitterte, große Tränen rannen ihr über die rotglühenden Wangen herab, nur der junge Bergen war Herr der Situation.

„So also unterhält man sich zu nachtschlafender Zeit!“ höhnte die Alte das Mädchen.



Italienische Artilleristen im Hochgebirge beim Hochwinden einer Kanone.

Margarete ballte ihre kleinen Hände in ohnmächtigem Zorn. „Er lügt!“ Das war alles, was sie hervorbringen konnte.

„Mägen Sie Ihre Ausdrücke, mein Kind, und sehen Sie gefälligst ein, daß mein Sohn, wenn er gelogen hat, es in Ihrem Interesse tat! Er ist nun mal so gutmütig, und was er mir sagte, war noch das einzige, was Sie entschuldigen kann! Einem jungen Herrn kann man so ein bißchen Leichtsinns wohl verzeihen, aber nicht einem Mädchen von Erziehung! — Gätten Sie ihn nicht dazu berechtigt durch ihr Benehmen, es würde ihm nicht eingefallen sein, sich Ihnen in dieser Weise zu nähern!“

Das Mädchen richtete sich hoch auf: „Ich habe ihn nicht dazu berechtigt, — er hat sich das Recht erschlichen,“ wollte sie dazu sehen, aber die Alte schnitt ihr das Wort ab.

„Keine dummen Entschuldigungen, mein liebes Fräulein! Halten Sie mich für so blind, daß ich die verliebten Blicke nicht gesehen haben könnte, die Sie ihm täglich zu-

— Da, in der Lat, sehr nach von...
— Sehr viel! — Und was ist denn das
hier? — Sie hat die in Boden gefallne
Sticker auf und hielt sie dem erschrock-
lenen Mädchen dicht vor Gesicht. Das
ist wohl Beweis genug, daß Ihnen meines
Sohnes Lebenswürdigkeit nicht ganz
unangenehm waren, nicht? — Was
können Sie nun noch zu Ihrer Entschul-
digung vorbringen?

„Ich habe geglaubt, Ihres Sohnes
Braut zu sein!“ sagte das Gesellschafts-
fräulein unter Tränen, aber mit fester
Stimme. Sie wollte ihre Ehre retten um
jeden Preis.

„So, so, Sie haben gedacht, ihn sich zu
kapern — nicht läßel! Sie wollen mir doch
nicht etwa vorfunkern, mein Sohn habe
Ihnen die Ehe versprochen?“

Margarete schluckte kasper an den
Tränen, die ihr immer wieder heiß in
die Augen stiegen. Sie wollte antworten,
aber da fiel ihr ein, daß die Alte recht
hatte. Er hatte ihr gar nicht die Ehe
versprochen, — mit keinem Wort! Sie
hatte es nur als selbstverständlich ange-
sehen, daß er sie zu seinem Weibe machen



William Shakespeare.

In diesem Jahre feiern wir den 300.
Tobestag William Shakespeares, des größ-
ten Dichters Englands. Er wurde im
Jahre 1564 in Stratford geboren und starb
dieselbst im Jahre 1616. Von seinen
Dramen seien genannt: Richard II., III.,
Heinrich IV., Heinrich V. und die lusti-
gen Weiber von Windsor.

Das er dies alles gethan, um seinen Hei-
rath zu haben! Das gequälte Mäd-
chen konnte nicht weiter denken, die Sinne
schwinden ihr und sie brach ohnmächtig
zusammen.

„Auch noch!“ brummte die Geheim-
rätin mähmutig und ärgerlich. Sie Lin-
gette dem Dienstmädchen und hieß sie, die
Verwundete einzuwickeln auf's Sofa da zu
betten und dann den jungen Herrn zu
bitten. Der aber kam nicht gleich; denn
seine Gäste verabschiedeten sich gerade. Da
ging sie selbst und rief telephonisch ihren
Hausarzt an, ihre Gesellschafterin sei plötz-
lich ohnmächtig geworden.

„Weiter nichts?“ antwortete der.
„Die gnädige Frau solle sich nur be-
ruhigen, Nieschlag habe sie gewiß im
Hause, — er wolle aber morgen mal mit
vorsprechen!“ —

Marie machte kalte Umschläge und
wendete das Nieschlag an, so daß Mar-
garete nach einiger Zeit wieder zu sich
kam.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Ernst und Scherz

Erinnerung.

Der Kreis in seinem Zimmer
Sitzt matterseelenallein,
Durch das geöffnete Fenster
Luget der Mond herein.

Es schimmert im salben Vichte
Weiß sein spärliches Haar,
Über die alten Augen
Glänzen noch jugendlich.

Er denkt an alte Tage,
An ein verloren Glück,
Und eine sonnige Stunde
Rehrt in sein Herz zurück.

Er hört die Wogen branden,
Rauschen und brausen den Wald,
Und hält in seinen Armen
Eine zarte Mädchengestalt.

Ungezieser. Im Gefangenlager zu
A. sind Franzosen und Russen interniert.
Die Söhne des „höchstintivierten“ Landes
bilden mit Verachtung auf die von
Hindenburg Geschlagenen herab und
können sich nicht enthalten, vor den Augen
der Russen mit den Fingernägeln jene Be-
wegung zu machen, mit der man gewisse
kleine Tierchen zerbricht, deren die Russen
reichlich mit sich herumtragen. Trotz
ihres Analphabetentums verstehen die
Russen die höhrende Bewegung und
werden während über die Kränkung durch

ihre Bundesgenossen. Einen biederen
Landsturmmanntun die erregten Russen
leid, und er sagt zurechtweisend zu dem
Franzosen: „Spiel dir man nicht af; ob
du nicht mit Hobläusen rumläufst.“

Derierbild.



Wo ist der Wagensührer?

„Wo ist der Wagensührer?“
sagte ein Russen zu einem Franzosen,
der in einer Kutsche saß, ohne den
Wagensührer zu sehen.

Rätsel. Ede.

Fogogriff.

Unvermehrt ließ uns die Eitte
Die auch nichts von uns gerandt,
Und es thront in unserer Mitte
Sicher das gekrönte Haupt.

Iren ergeben ihr zur Seite
Hält sich unsre ganze Schaar,
Während er im Kampf und Streite
Teilt die nämliche Gefahr.

Denn ob wir uns auch nicht regt
Tritt uns doch auf offener Spur
Feindlich eine Macht entgegen,
Wenden wir ein Zeichen nur.

Ihren Witter preisgegeben,
Fällt so mancher unser Schaar,
Ob wir lägn uns auch erheben,
Wir erliegen immerdar.

Obchon gegen uns bekunde
Feindlich auch sich jene Macht,
Wird doch nur mit ihr im Bunde
Unsers Daseins Zweck vollbracht.

Zweifelbige Schernde.

1. Silbe.

Für Menschen viel bin ich das Ziel,
Monach sie ringen und streben,
Und oft allein muß groß und klein
Von meinen Feinden leben.

2. Silbe.

Nach'n Feinde sich, ergreife mich,
Kann geistig und körperlich nützen,
Das Ganze.
In Angst und Leid zur Kriegeszeit
Werd' stets ich die erste Beistützen.